

Freitag, 30. März 2007

Die Geister, die wir riefen

Wie schön muss es rückblickend gewesen sein, als das Fernsehen noch nur 3 Kanäle hatte. An oder Aus war da nur die Frage. Wie schön war das Fernsehen ohne Fernbedienung, als es nur ein Frage gab: Wer schaltet um? Wie schön muss es gewesen sein, als man nur eine Nummer im Kopf hatte, die des einzigen Telefonanschlusses. Als man Bargeld bekam und alles mit Bargeld beglich. Wie schön muss es gewesen sein, als der Weg ins Kino noch ein Höhepunkt war? Wie schön muss es gewesen sein, als man bei der Bank seinen langjährigen Kundenberater hatte? Wie schön muss es gewesen sein, als man mit dem Auto noch fahren konnte? Wie schön muss es gewesen sein, als man im Ausland noch Ausländer war? Wie schön muss es gewesen sein, als man sich spontan noch getroffen hat? Wie schön muss es gewesen sein, als Freundschaft noch das Wichtigste war? Wie schön muss es gewesen sein, als die Familie noch so nah bei einander war? Wie schön muss es gewesen sein, als eine Hose noch eine Hose war und kein Träger für ein Markenschild? Wie schön muss es gewesen sein, als sich sonntags die ganze Familie getroffen hat? Wie schön muss es gewesen sein, als man Samstag noch die Sportschau schauen konnte? Wie schön muss es gewesen sein, als man noch nicht wusste, was alles in Nahrungsmitteln auf einen lauert? Wie schön muss es gewesen sein, als man einfach Liebe machen konnte, ohne dabei an AIDS denken zu müssen? Wie schön muss es gewesen sein, als Sportereignisse noch sportlich geführt wurden? Wie schön muss es gewesen sein, als man noch zusammen gekocht hat? Wie schön muss es gewesen sein, als man Essen durfte, was man wollte? Wie schön muss es gewesen sein, als es vieles nur zu bestimmten Jahreszeiten gab, sonst nicht? Wie schön muss es gewesen sein, als es die meiste Zeit ruhig um einer herum war? Wie schön muss es gewesen sein, als man noch den Namen der Frau im Tante-Emma-Laden kannte? Wie schön muss es gewesen sein, als man sich ständig über den Weg gelaufen ist? Wie schön muss es gewesen sein, als man sich noch Geschichten erzählt hat? Wie schön muss es gewesen sein als man noch Zeit am ende des Tages für sich übrig hatte? Wie schön muss es gewesen sein, als man noch Radio hören konnte? Als man von Hörspielen gefesselt war? Wie schön muss es gewesen sein, als es noch Parkplätze gab? Wie schön muss es gewesen sein, als die Innenstädte nicht zugekleistert waren mit den ganzen dumpfen Werbebotschaften? Wie schön muss es gewesen sein, als die Menschen mit viel weniger viel glücklicher schienen? Warum haben wir das Gute nicht einfach mitgenommen? Es war doch schön - oder?

Geschrieben von Christof Hintze in Gleichgesinnte um 08:48

Donnerstag, 29. März 2007

Dann backen wir uns eben einen

Da warten sie. All die Qualitätsmacher. Das Gedränge ist wie immer woanders. Da, wo es schnell geht. Billig ist. Und inhaltslos. Der erfahrene Schuhmacher. Die begnadete Schneiderin. Der leidenschaftliche Koch. Der verrückte Friseur. Die liebevolle Blumenverkäuferin. Die belesene Buchhändlerin. Der feine Goldschmied. Der erlesene Feinkostladen. Die intelligente Agentur. Alle sitzen da und hoffen und warten auf Kundschaft, die ein wenig Zeit mitbringt. Nicht so gehetzt ist. Die sich gerne beraten lässt. Die Wert auf das Gute legt. Die weiß, dass Qualität ihren Preis haben muss. Die zu schätzen weiß, wenn sich jemand auskennt. Ist es nicht schön, solchen Kunden die Wünsche von den Lippen abzulesen? Ihnen natürlich immer ein wenig mehr auf den Teller zu tun, weil man es will und nicht, weil es verlangt wird? Es sind so wenige. Darum müssen wir warten und Geduld haben. Solange bestaunen wir irritiert die Schlangen vor den Ausverkaufsläden unserer Werte. Ein guter Schuh. Ein guter Wein. Eine gute Idee.

Wenn man in Amerika jemanden fragt, wo man gut essen kann, bekommt man keine Antwort. Sondern erfährt nur, wo man viel und billig bekommt. Das Qualitätsmerkmal ist da schon verschwunden. Und bei uns macht es den Anschein, dass es sich auflöst wie eine Aspirin im Wasserglas. Aber ich glaube nicht wirklich daran, bis es vorbei ist. Bis dahin glaube ich daran, dass es sie gibt, die Menschen, die sich lieber für das Gute entscheiden. An diesem Glauben hänge ich so sehr. Den hänge ich nicht einfach an den berühmten Nagel.

foto: peter von felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Wilde Thesen um 07:51

Das ist ganz einfach

Wer kennt das nicht? Man ist in einer fremden Stadt und muss zu einem bestimmten Ort. Offensichtlich ein bekannter Ort. In einer großen Stadt. Aber irgendwie findet man diesen Ort nicht so recht. So dass man sich genötigt fühlt, jemanden nach dem Weg zu fragen. Die ersten 3 möglichen Wegweiser waren nicht von hier. Somit konnten die einem beim besten Willen nicht weiterhelfen. Die nächsten 2 möglichen Wegweiser verstanden kein Wort. Somit wäre jede Ansage für die Katz. 3 weitere Einheimische waren so etwas von einheimisch, dass man außer witzig klingendem Dialekt auch nichts verstehen würde. Dann waren da noch 3 bis 4, die glaubten, eventuell, vielleicht den Weg zu kennen, mussten dann aber nach langem hin und her doch passen. Und dann - Treffer. Er. Auf die Frage nach dem bekannten Ort in dieser großen Stadt entgegnet er ganz locker, mit einem verschmitzen Lächeln: Das ist ganz einfach. Was jetzt kommt, muss man wissen, ist natürlich genau das Gegenteil. Denn der Mann setzt Wissen voraus, dass es nicht gibt. Sonst müsste man ja nicht nach dem Weg fragen. So erklärt er nach seinem Wissensstand den Weg. Was dazu führen muss, dass die so einfache Erklärung immer komplizierter wird. Und komplizierter. Und noch komplizierter. Nach der achten Kreuzung bin ich geistig schon ausgestiegen. Nicke aber höflich, um einer Wiederholung bloß aus dem Weg zu gehen. Ich habe längst beschlossen, den 4 Kreuzungen zu folgen, denen ich folgen konnte und dann erneut zu fragen. Aber eines lernt man daraus: Setze nie Wissen voraus bei Deinem Gegenüber und beginne nie eine Antwort mit dem Satz: Das ist ganz einfach.

foto: peter von felbert

Geschrieben von Christof Hintze in blue notes um 07:00

Mittwoch, 28. März 2007

Nur eine Erfrischung (Hansgeschichten)

Hans war einige Male um das Boot geschwommen. Zuerst war er dicht bei der Badeleiter geblieben und als er sich gewöhnt hatte, war er in immer größeren Kreisen um den Bootskörper geschwommen. Das Wasser schmeckte salzig am Morgen und er spürte wie es salzig in den Augen brannte. Von der Badeleiter aus hatte Hans die Ankerkette auf dem Sand liegen sehen und über dem Kraut hatten Fischeschwärme gestanden, kleine silberne Fische und größere, graue mit einem weißen Streifen, der vor der Schwanzflosse herumging.

Auf den gelben Felsen am Ufer waren ein Mann und eine Frau in Badekleidung zu sehen. Die Frau hatte die Hände in die Hüfte gestemmt. Der Mann schützte mit einer Hand die Augen vor der Sonne und wies mit der anderen auf Hans. Hans schwamm ein Stück auf sie zu. Das Wasser war ganz glatt und trug sehr gut. Hans wäre gerne nackt geschwommen, aber er hatte niemanden gesehen, der nackt geschwommen war. Er schwamm bis ihm kühl wurde.

Hans war wieder auf das Boot gestiegen und saß jetzt unter dem Bimini, das ihn vor der Sonne schützte. Er blickte in den Himmel, der blau und wolkenlos war, und bog sich über die Bordwand weit nach hinten, bis er alles auf dem Kopf sah. Das gekräuselte Wasser war jetzt oben, darunter war der gelbe Fels, darunter hingen die Bäume am Fels und unter allem war der Himmel. Der Himmel war jetzt das Wasser, die Bäume waren die Felsen, die Felsen die Bäume und das Wasser war der Himmel.

Hans dachte, wenn man nur die Welt verkehrt herum sah, dann waren die beiden am Ufer jetzt Fledermäuse. Man musste die Welt nur verkehrt herum sehen, dachte er, und die Menschen würden zu Fledermäusen.

Sie konnten nur in eine Richtung fliegen. Nacheinander flogen sie in das gekräuselte Wasser, das jetzt der Himmel war. Hans wurde unwohl bei dem Gedanken, die beiden könnten zu Fledermäusen geworden sein.

Geschrieben von in Weite Welt um 18:33

Kellnerblick

Die wahre Kunst des (guten) Kellners besteht darin, darüber hinweg, durch und vorbeischaun zu können. Wer kennt das nicht: Man sitzt im Restaurant, die Suppe kommt, aber das Brot fehlt. Somit wird nun die Zeit knapp. Denn noch ist die Suppe heiß. Wenn man jetzt zu lange auf das Brot wartet, ist die Suppe kalt. Was man nicht will. So hält man Ausschau nach dem Kellner. Der seitdem wie vom Erdboden verschluckt ist. Hat die Polizei etwa eine

Fremdarbeiter-Razzia gemacht? Oder hat er einen dringenden Anruf von seiner Frau bekommen, das 7. Kind kommt? Meine Bemühungen, den Kellner ausfindig zu machen, haben etwas von einem Wackeldackel auf der Hutablage eines Opel Commodore. Da war er. Kurz. Ganz kurz huschte er durch das Lokal. Da wieder. Da, das ist er. Das war er.

Jetzt fange ich an, meinen Arm wie ein 7.-Klässler in den Himmel zu recken. Also ob ich im Deutschunterricht endlich mal was wüsste. Aber er schafft es, an mir und meinem Begehren spurlos vorüber zu gehen. Er sieht mich nicht. Bin ich überhaupt da? Er kommt direkt auf meinen Tisch zu, aber alles Winken, Rufen, Anblicken erreicht ihn nicht. Er schaut durch mich durch und an mir vorbei. Es gelingt mir nicht, seinen Blick zu erhaschen. Ich werde lauter. Zu laut.

Er verharrt mitten im Restaurant – und wie ein Werwolf, ein Alien, das ein neues Opfer gewittert hat, dreht er sich um. Langsam. Ganz langsam. Er schaut mich angewidert an. Ich versuche ein nettes Handzeichen zu machen, dass so aussieht wie ein Brotkörbchen. Dazu wiederholen meine Lippen lautlos: Brot, Brot Brot. Er nickt und verschwindet wieder im Nichts. Einige Zeit später kommt das Brotkörbchen. Die Suppe habe ich längst lauwarm gegessen. Zudem ist das Brot entweder steinhart oder schwammig.

Diese Situation kenne ich in vielen Varianten. Einige Zeit dachte ich, ich wäre einfach so unscheinbar, dass mein Begehren untergeht. Aber wer mich kennt, und ich kenne mich auch, weiß, das kann man mal kategorisch ausschließen. Dann bin ich zu der Theorie übergegangen, das machen die mit Absicht. Die ziehen ihr Ding durch. Sonst bricht das Chaos aus. Aber ich habe mich im Lauf der Zeit daran gewöhnt, mich unmissverständlich durchzusetzen.

Meine Frau leidet darunter. Aber ich habe zur heißen Suppe jetzt mein Brot. Und der Kellner hat schnell raus, dass er mir besser tief in die Augen schaut. Sonst ...

foto: peter von felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Gleichgesinnte um 11:15

Dienstag, 27. März 2007

Geradeaus

Übermut kommt bekanntlich vor dem Fall. Ein schönes Beispiel ist das Billardspielen. Hier ist es Gang und Gäbe, dass sich nur geübte Spieler am Tisch aufhalten. Oder hat jemand schon mal einen Anfänger gesehen? Wie zu vielen anderen Themen des Lebens, fehlt auch hier der nötige Respekt vor dem Können, das etwas anderes ist als Kennen. Zwischen diesen beiden Wörtern tut sich ein großer Graben auf. Beim Billardspielen weiß der wirklich geübte Spieler, dass man nur das spielen kann, was man sieht. Was man nicht sieht oder sich nicht vorstellen kann, das kann man auch nicht spielen. Dann beherrscht der geübte Spieler vor allem den geraden Stoß. Denn dieser ist zu kontrollieren und man weiß, was wohl passieren wird. Die wenigsten beherrschen diesen so wichtigen geraden Stoß. Aber versuchen sich ständig an Kunststößen. Haben alle wohl Paul Newman (Haie der Großstadt), oder die Jüngeren unter uns Tom Cruise (Die Frabe des Geldes) beim spielen auf der Leinwand zugesehen. Damit es wenigstens so aussieht, als ob. Dabei entlarvt gerade das den Stümper. Somit kann man vom Billardspielen viel lernen. Es ist vor allem ein Spiel, das Spaß machen soll. Dann ist es ein besonderer Genuss, wenn die Kugeln genau das machen, was man sich erhofft. Und letztendlich soll der Bessere gewinnen. Denn sein Können soll dem Kennen überlegen sein. Das ist der Sinn von Geschicklichkeitsspielen. Der Glückliche kann mal ein Spiel gewinnen, aber nie mehrere, geschweige denn viele. Somit lehrt einen Billard eine Art von Demut. Man muss es spielen und spielen und spielen, um es nur ein Stück weit zu beherrschen. Man muss die Mathematik des Spiels akzeptieren lernen. Man muss sich die Kunststückchen für die Galerie aufheben. Man muss Demut und Respekt mitbringen. Man muss vor jedem Stoß die Spitze einkreiden. Und man darf nur den Stoß wagen, den man sieht. Das lehrt einen die Erfahrung und – daraus so wichtig abgeleitet – die Erkenntnis. Theoretisch kann man auch dieses Spiel kennen, aber können kann man es nur praktisch.

foto: peter von felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Marketing Denkanstöße um 07:00

Montag, 26. März 2007

Grenzgänger

Gedanklich muss man bereit sein, ständig Grenzen zu überschreiten und zu überwinden. In der Fantasie ist alles erlaubt, was zu neuen Erkenntnissen führt. Zu neuen Gedanken und Ideen. Im wirklichen Leben ist das nicht so angesagt. Denn da kann über Grenzen gehen bedeuten, dass man nicht ganz unbeschadet wieder zurückkommt. Wenn man überhaupt wieder zurückkommt. Aber die Gedanken sind alle frei. Niemand schaut einem in seine eigenen Gedanken. Niemand wird für Gedanken verhaftet oder steht schlecht da.

Man darf alles denken, nur bei weitem nicht alles machen. Das muss einem völlig klar sein. Oder zumindest im Laufe der Zeit klar werden. Dieser feine und kleine Unterschied ist wesentlich. Der Unterschied zwischen Denken und Handeln. Wesentlich für den kreativen Prozess ist zumeist das Nachdenken, Ausdenken, Überdenken. Die Fantasie wie ein Instrument spielen zu können, aber auch wieder zurück in die normale Welt zu gelangen. Die Fantasie einfach ausschalten und die Realität wieder einschalten können.

Gedanklich ist der Kreative ein ständiger Grenzgänger. Muss er auch. Man weiß nie, wo er gerade ist. Diese Ausflüge in Gedanken bringen einen zu Ergebnissen, Erlebnissen und Zielen. Bevor man sie in der Realität wirklich erlebt hat. Der Verlauf der Grenzen ist fließend. Bei vielen verschiebt sich deshalb der Blick für die Realität über kurz oder lang. Die Welt der Fantasie ist eben reizvoller. Viele Kreative werden deshalb auch irgendwann zynisch. Weil in ihrer Fantasie alles perfekter und besser ist – und die Realität ist alles andere als das. Der Vergleich hinkt zwar, aber den Unterschied können viele irgendwann nicht mehr erkennen. Wer zynisch wird, weiß leider nicht, dass es vorbei geht. Oder schon ist. Es ist das erste Anzeichen, dass man den Unterschied zwischen den beiden Welten nicht mehr klar sieht.

foto: anne eickenberg

Geschrieben von Christof Hintze in Gleichgesinnte um 07:00

Freitag, 23. März 2007

Als "Digital" noch eine Frage war

Vor noch nicht allzu langer Zeit. Da kamen nach einem Shooting diese Bögen rein. Mit den Kontaktabzügen. Der Fotograf hat dann schon mal gelbe Punkte auf die Bilder geklebt, die er für gut befand. Das konnte die Art-Abteilung natürlich nicht auf sich sitzen lassen. Und klebte rote Punkte auf diese kleinen Kontaktabzüge. Von den Bildern konnte man fast nichts erkennen. Darum nahm man eine Lupe zu Hilfe. So saßen sie da, die Art-Menschen, gebeugt über die Bögen und stöhnten vor sich hin. Von der letztendlichen Auswahl wurden dann richtige Abzüge gemacht. Und aus denen wurde wiederum eine Auswahl getroffen, und die bekam der Kunde zu sehen. Hunderte Filme hat er bezahlt, aber nur drei Bilder zu Gesicht bekommen. So war das vor nicht allzu langer Zeit. Heute ist das alles anders. Nicht besser. Nur wie vieles: mehr und schneller. Der Kunde bekommt Hunderte Bilder, die Art-Abteilung Tausende. Digital ist keine Frage mehr, sondern die Antwort. Ob es in der Sache besser wird, ja. Denn Bilder finden jetzt viel mehr Verwendung. Früher waren Bilder, vor allem gute Bilder, der Champions League vorbehalten. Dem ist heute nicht mehr so. Die digitale Welt hat mehr Bilder, viel mehr Bilder. Ich finde das gut. Denn der kreative Horizont wird dadurch viel weiter. Früher waren Filme kostbar. Jedes Foto hatte seinen eigenen technischen Wert. Heute ist mehr Raum und Zeit für den Fotografen da. Denn die technischen Kosten fallen weg. Und er kann mehr von dem machen, was sein eigentliches Interessen sein sollte: tolle Bilder.

foto: peter von felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Werbergeschichten um 08:30

Donnerstag, 22. März 2007

Soweit die Füße tragen

Ich liebe Fußballanalogien. Darum schätze ich auch Frank sehr. Denn ich bin überzeugt, dass sich im Fußball das ganze Leben widerspiegelt. Leider. Oder zum Glück? Oft überprüfe ich diese Theorie in Gedanken. Dann fallen mir die ganzen Übereinstimmungen auf. Zum wirklichen Leben. Manchmal ist das schöner als der wirkliche Fußball. Was auch schon wieder eine wunderbare Analogie zum wirklichen Leben ist. Ich kann mir ansehen, was ich will, und schon erkenne ich darin eine Seite des echten Lebens. Darum baue ich in viele meiner Argumentationsketten Fußballanalogien ein. Aber es werden weniger. Weil immer mehr Frauen mich fragend ansehen. Somit muss ich oftmals spontan in einen anderen Topf der Analogien greifen. Das geht auch. Nicht so geschmeidig. Aber es geht. Dabei muss man nur aufpassen, dass man nicht aus Versehen eine diskriminierende Variante wählt. Wie "Kochen". Oder Hausarbeit. Oder Autofahren. Diese Welt der Analogien kommt ganz schlecht bei Frauen an. Nein, Architektur geht gut, Opern-/Theaterwelt. Oder Reisen, Bergsteigen. Aber am besten gehen Analogien aus der Welt des Films und des Showbusiness. Und Design und Mode. Schade, ich habe die Fußballanalogie geliebt. Vor allem, wenn andere diesen begegnen können. Also, den Steilpass nutzen oder einen guten Konter fahren.

foto: peter von felbert

Geschrieben von Christof Hintze in 02 . Blickwinkel um 15:58

Halbfertigkeit

Es scheint den Menschen wesentlich mehr zu befriedigen, wenn er keinen Halbfertigkeiten nachgehen muss, sondern Dinge ganzheitlich vollbringen kann. Da Arbeitsprozesse aber oft so zerlegt sind, dass Menschen oftmals nur noch Teile von Produkten und Leistungen dazu beisteuern dürfen, ist der Grad der Befriedigung an diesen Tätigkeiten eher gering. Somit spricht viel für kleine Systeme, in denen Menschen am gesamten Entstehungsprozess beteiligt sind. Denn von der Idee bis zum fertigen Produkt oder der fertigen Leistung Teil eines Teams zu sein, ist ein sehr gutes Gefühl. Und weil Menschen dieses oftmals nicht mehr haben, dieses gute Gefühl, müssen sie sich dieses in anderen Bereichen der Gesellschaft abholen. Zum Beispiel bei einem Fußballspiel. Die Zuschauer sind Teil des Spiels, das anfängt und aufhört und ein Ergebnis hat. Dieser Zyklus ist es, was Menschen wollen. Aber den es immer weniger gibt. Mir fällt das an mir selbst auf. Oft neige ich zu Tätigkeiten in meiner Freizeit, die genau davon bestimmt sind. Etwas anzufangen mit der Gewissheit, ein Ergebnis zu erzielen, das in einem überschaubaren Rahmen auch zu erzielen ist. So habe ich einen Gartentisch bearbeitet mit einer Wurzelbürste. Nicht unbedingt, weil mir der Kopf nach Arbeit stand, nein, weil der Tisch in einem üblen Zustand war und ich mir vorstellte, wenn ich mit ihm fertig bin, dass er aussieht wie neu. Dieser Gedanke hat eine solche Euphorie in mir hervorgerufen, dass ich diesen Tisch 4 Stunden lang mit der Wurzelbürste so rangenommen habe, dass er jetzt wieder aussieht wie neu. Darum glaube ich, dass der Mensch für halbfertige Arbeiten nicht geeignet ist. Sie frustrieren ihn, weil er das Ergebnis und die Idee nicht mitbekommt. So ist es von großem Vorteil, alle an diesen neuralgischen Eckpunkten teilhaben zu lassen. So dass sich alle als ein Bestandteil des Ganzen verstehen. Das wirkt sich positiv auf das Ergebnis aus. Wer aber die Prozesse zu sehr zergliedert, so dass man aus dem einzelnen Arbeitsvorgang nichts mehr ableiten kann, der darf sich nicht wundern, dass die Arbeit oft unzulänglich ausgeführt wird.

Geschrieben von Christof Hintze in Human Marketing um 15:55

Montag, 19. März 2007

Paris macht Platz für die Moderne

Das ist ein Foto aus den späten 70ern in Paris. Hier werden gerade die alten Jugendstil-Markthallen und einige Bauten drum herum abgerissen. Um einem neuen Einkaufszentrum Platz zu machen. Sinnigerweise heißt dieses auch "Die Hallen". Angelehnt an die alten Markthallen. Aber es ist eines dieser kalten Einkaufszentren inmitten einer Großstadt. Voller Graffiti's und übler Menschen, die den ganzen Tag darin abhängen. Die alten Markthallen waren eben ein großer überdachter Viktualienmarkt. Die Überdachung sah aus wie die alten Metroeingänge. Jugendstil vom schönsten. Durch diese Hallen zu laufen, das war durch Frankreich laufen. Denn alles war da. Alles, was zu Frankreich gehört. In den neuen Hallen ist das anders, da sind fast alle Geschäfte, die nichts mit Frankreich zu tun haben. Damals war ich noch sehr jung, aber ich habe schon beim Zusehen gelitten, als die alten Hallen abgerissen wurden. Jahre später ging ich fassungslos durch die neuen Hallen. Und immer, wenn ich wieder nach Paris komme, habe ich die Hoffnung, dass ich mal mit meinem Kindern da stehen werde und wir dabei zusehen, wie die neuen und dann schon alten Hallen wieder abgerissen werden. Und dann die ganz alten Hallen wieder aufgebaut werden. Das wäre mehr als romantisch. Frankreich würde wieder ein Stück zurück nach Paris ziehen. Wie konnte so etwas nur passieren? Wie kann man seine eigenen Kultur abreißen. Und auf dem selben Boden eine völlig fremde begründen. Im Lauf meines Lebens habe ich gelernt, dass dies jeden Tag passiert. Nicht Tierarten sterben aus. Sondern wir lassen auch Kultur aussterben. Vielleicht ist das die gerechte Strafe.(Foto: Thomas Hintze, Motiv: Paris, Abriss "Les Halles" ende der 70er)

Geschrieben von Christof Hintze in 02 . Blickwinkel um 07:02

Voraussetzungen

Mit den sogenannten Voraussetzungen ist es auch nicht weit her. Die verrücktesten Dinge funktionieren, und was von langer Hand geplant ist, geht in die Brüche. Mit Blick auf die Zeit hinter mir, kann ich kein wirkliches Erfolgsrezept erkennen. Die wesentlichen Einflussfaktoren sind dann doch Variablen: Glück, Zeitpunkt, Ort und noch mal Glück. Ich wage zu behaupten, dass Glück die einzige Konstante ist, die zum Erfolg führt. Nicht mal Geld – auch im Übermaß – ist ein Garant für Erfolg. Zumal von Erfolg nur retrospektiv berichtet wird. Und die wesentlichen Glücksfaktoren wegen Selbstüberschätzung oftmals leider raus gelassen werden. Steve Jobs hat mal eine Rege gehalten vor Studenten. Die Rede drehte sich um drei Dinge, die ihm in seinem Leben widerfahren sind. Er hat die Uni geschmissen, obwohl seine Eltern ihr letztes Hemd dafür gegeben haben, damit er es mal besser hat. Seine Analyse: Versuch nicht, anderen, sondern dir gerecht zu werden. Das zweite ist, er ist aus seiner eigenen Firma geschmissen worden. Scheitern zu erkennen als wichtiges Merkmal, um auf den richtigen Weg zu kommen. Und das dritte war der Tod. Er ist vor ein paar Jahren an Krebs erkrankt. Somit hat er bei der Begegnung mit dem Tod eine fantastische Entdeckung gemacht: Das Leben. An diesen drei Eckpfeilern seines Lebens hat er die Rede aufgehängt. Nicht an Zahlen, Mitarbeitern, Umsatz, an Computern, dem iPod oder was auch immer. Er hatte eigentlich drei mal echt schlechte Voraussetzungen – na und. Von der Uni gegangen, aus der Firma geflogen und fast gestorben. Steve Jobs ist nur einer. Einer von vielen. Aber er bringt es auf den Punkt. Erfolg?! Voraussetzungen?! Das ist vor allem Ansichtssache. Was man selbst empfindet. Viele denken: Bei den Voraussetzungen kann nichts mehr schief gehen. Falsch gedacht. Nichts steht in unmittelbarer Wechselwirkung. Es kann sein, aber es muss nie. Und wenn man diese Distanz zu den Dingen bekommt, plus den Faktor Glück richtig einzuschätzen weiß, dann ist alles möglich.

Geschrieben von Christof Hintze in Marketing Denkanstöße um 07:00

Samstag, 17. März 2007

Das note blogbook one ist da. Die Taschenbuchausgabe einer großartigen Idee

Jetzt ist es da. Der kleine Bruder des großen note blogbook 2007. Das note blogbook one. Es enthält dieselben Texte wie sein riesiger großer und durchweg farbig gedruckter, mächtiger Bruder für satte 134,50 €. Aber nun Text pur, im Taschenbuchformat, auf 182 Seiten und für nur 19,90€. Eine Auswahl von 200 zeitlosen Beiträgen. Kolumnen die nachdenklich stimmen. Schmunzeln lassen. Irritieren sollen. Gleichgesinnte finden. Vieles was die Arbeits- und Lebensqualität besser machen soll. Es geht eben auch anders. Wege weg von der Vernunft hin zum Sinn. Ideen statt Einfälle. Wir, die Autoren wünschen viel Spaß beim nach lesen, erneut lesen und wieder lesen. Und beim ersten Mal lesen.

Geschrieben von Christof Hintze in note blog book um 21:09

Freitag, 16. März 2007

Abschaffung der Präsenzkultur

Die Präsenzkultur ist ein Überbleibsel der Wohlstandswirtschaft der Vergangenheit. In der Unternehmen sich vor allem über die große Mitarbeiterzahl positionierten. Und nicht zu vergessen: über den Umsatz. Da möglichst viele Mitarbeiter für die Selbstdarstellung gut waren, wurden oft auch viel zu viele eingestellt. Man konnte sich das leisten. Daraus resultiert diese Präsenzkultur. Man sollte am besten der Erste sein, der morgens kommt, und der Letzte, der abends geht. Man versucht, an allen Meetings teilzunehmen. Und auch sonst an allem, um über die Darbietung der eigenen Präsenz Wichtigkeit zu dokumentieren. Am besten, man fährt gar nicht in Urlaub. Schleppt sich krank ins Büro. Diese Präsenzkultur trieb dann ihre ganz eigenen Stilblüten. Das Problem an dieser Überfluskkultur ist, dass man sie nur schwer wieder los wird. Und dass sie unglaublich viel Zeit, Produktivität und Geld kostet. Aber lösen können sich viele nur schwer davon. Somit ist diese unsägliche Präsenzkultur auch ein Problem für Familien. Die Vereinbarkeit von Familie und Arbeit scheitert vor allem daran, dass die Zeit sinnlos für Präsenz vergeudet werden muss. Dabei könnte man vieles in wesentlich weniger Zeit erledigen. Wenn alle mitspielen würden. Aber das tun sie nicht. Weil somit sich auch viele ihre Daseinsberechtigung nehmen. Da sitzen Menschen in Büros, weil es eine mögliche Wahrscheinlichkeit gibt, dass ein Kunden anruft. Anstatt mit dem Kunden feste Termine zu vereinbaren. Da kommen Menschen ins Büro für ein Meeting von 10.30 Uhr bis 12.00 Uhr. Den Rest hätten sie was anderes tun können. Mit Blick auf materielle und emotionale Werte scheint hier ein kostbarer Schatz vergraben zu sein. Den es zu heben gilt. Denn wenn Unternehmen schon nicht mehr Geld zahlen können, sondern eigentlich das Gegenteil fordern, warum beseitigt man dann nicht diese Präsenzkultur der Vergangenheit und gibt den Menschen einen anderen Wert: Lebenszeit. Das wird sich sicher positiv auf die Arbeitsqualität auswirken. Denn dieses Absitzen und Vergeuden von Zeit wird zunehmend zu einem Problem. Der Mensch muss sich nämlich bei steigenden Anforderungen um andere und wesentliche Dinge kümmern. Die Gesundheit, die Familie und die Zufriedenheit. Alles Faktoren, die durch die Präsenzkultur in der Wirtschaft immer weiter in Schieflage geraten. Wann soll man das denn noch machen?

Geschrieben von Christof Hintze in Fight-Club um 07:01

Die Schnecken-Beobachtung

Sollten Sie mal die Zeit finden. Zudem noch am richtigen Ort. An einem Ort, an dem eine Schnecke sich auf eine Reise begeben hat. Dann legen Sie sich ins Gras und beobachten aufmerksam die Schnecke. Dabei müssen Sie sich nicht beeilen. Sie haben Zeit, denn die Schnecke dürfte es nicht fertig bringen, Sie zu überlisten. Schalten Sie das Handy aus. Und machen Sie es sich bequem im Gras. Jeden Meter, den die Schnecke geschafft hat auf ihrer großen Reise, kriechen Sie dann hinterher. Beobachten Sie die Schnecke genau. Dabei wird Ihnen nicht entgehen, wie mühsam der Weg ist. Das Haus zudem geschultert. Trotzdem kommt die Schnecke offensichtlich an. Evolutionsgeschichtlich kann man es kaum glauben, dass Schnecken überleben konnten. Aber sie haben. Weil sie, wie wir Menschen, unappetitlich sind. Und ebenso wie wir Menschen eine Schleimspur hinter sich herziehen. Die Schnecke ist der geborene Bausparetyp. Kaum ist sie da, zahlt die Schnecke keinen Euro Miete, sondern bezieht sofort ihr Eigenheim. Ziemlich spießig. Dann streckt die Schnecke, bevor sie einen Schritt wagt, ihrer Fühler in alle Richtungen aus. Die Schnecke ist so vorsichtig wie wir Menschen. Die Schnecke ist die artenreichste Tierart. Dem steht der Mensch sicher nicht weit hinterher, aber kommen wir auf 43.000? Na, egal. Aber ich finde, man kann von der Schnecke etwas lernen. Es geht auch ruhiger. Der Beweis, dass es mit aller Gemütlichkeit auch geht. Und wie. Die Schnecke verbreitet sich dabei wie die Karnickel bzw. wie wir. Vom Sex der Schnecke können wir uns ohnehin eine Scheibe abschneiden. Die lässt sich Zeit und Zeit und Zeit...Ich glaube in meinem nächsten Leben wäre ich gerne eine Weinbergschnecke im Bordeaux.

Geschrieben von Christof Hintze in Balance Marketing um 07:00

Donnerstag, 15. März 2007

Licht

Licht ist eine wesentliche Quelle für unser Wohlbefinden. Die Zeit im Dunkeln schlägt unweigerlich auf das Gemüt. Somit ist Helligkeit und Licht im übertragenen Sinne ein Instrument auch für die Kommunikation. Nicht ohne Grund treffen sich die Verbrecher in den Filmen meist im Dunkeln. Und Verliebte tauchen ein ins gleißende Licht. Licht ist die Energie für das Positive, das Gute. Dunkelheit für das Gegenteil. Da wir uns in der Werbung zum Ziel setzen, die Zielgruppen positiv für uns zu gewinnen, ist Licht und Helligkeit, warme Lichtstimmung ein Bestandteil, den man nicht unbeachtet lassen sollte. Wir schreiben in der Regel auf weißem Papier. Nicht ohne Grund, denn weiß ist hell. Natürlich gebietet es die Ästhetik, dass auch ein dunkler Hintergrund, eine dunkle Farbe, sehr anmutend sein kann. Denken wir nur an einen schwarzen Konzertflügel. Eine schwarze Limousine. Aber zum Wirken kommen diese Objekte auch erst im Licht. Layouts, die strahlen vor Licht und Helligkeit, haben es da leichter, positiv wahrgenommen zu werden. Was aber nicht ausschließt, auch andere Stimmungen absichtlich zu benutzen. Um eine Spannung zwischen der Idee und der offensichtlichen Anmutung zu erzeugen. Die Six-Kampagne hat das getan. Der Humor hat das Düstere des Layouts wieder ins Gleichgewicht gebracht. Denn zu hell und zu viel Licht ist für die Augen und die Kommunikation auch nicht nur gut. Sondern auch hier gilt es, eine Ausgewogenheit zu erzielen. Das nennt man Natürlichkeit.

Geschrieben von Christof Hintze in Marketing Denkanstöße um 07:02

Meeting

Unsere auslaufende Überflusswirtschaft muss sich mehr und mehr von geliebten Abläufen trennen. So auch von dem klassischen Meeting. Es passt nicht mehr in die moderne Zeit, dass sich zu viele Menschen, die zu wenig zu entscheiden haben, sich zu lange darüber auseinandersetzen, was man mal machen müsste, könnte oder sollte. Würde man Meetings auf ihre Produktivität hin überprüfen, das Ergebnis würde ein deutschlandweites Meetingverbot mit sich bringen. Aber, wer sägt schon gerne auf dem Ast, auf dem er sitzt? Denn das Meeting ist oftmals der einzige sichtbare Beweis, dass jemand überhaupt zugegen ist. Wie oft müssen Menschen am Telefon hören: Der ist im Meeting. Dabei ruft da kein Geringerer an, als genau derjenige, der dieses Meeting auch noch bezahlt. Das Meeting ist zu einer völligen Unsitte verkommen. Zu spät kommen die einen. Früher gehen die anderen. Einige müssen mal raus. Dann diese Handys während des Meeting. An keinem Ort sind so viele Menschen so weit vom Thema entfernt wie bei einem Meeting. Es geht nur noch um die Rolle, die man in einem Meeting spielt, oder zu spielen hat. Zudem ist gerade das Meeting der Ort, an dem vor allem Ideen sterben. Weil jeder sich dazu berufen fühlt, ja vor allem seine Bedenken zu bekunden. Aber am schlimmsten sind Meetings für Macher, die werden Impotent bei zu viel Meetings. Die bekommen es an den Nerven. Dann ist oft der Kaffee schlecht im Meeting. Und alle lümmeln sich in ihren Sesseln herum und machen es sich viel zu bequem. Meetings sind schon von der Körperhaltung dazu verdammt, unproduktiv zu sein. Wenn man abhängt wie vor der Sportschau, was soll da schon passieren? Keine Körperspannung, flache Atmung. Furchtbar. Das Meeting hat in der Form ausgedient. Es hat sich weiterentwickelt. Es hat sich in der Form in Luft aufgelöst. Und die Zusammentreffen, die noch übrig geblieben sind, die haben es nicht verdient, Meeting genannt zu werden.

Geschrieben von Christof Hintze in Marketing Denkanstöße um 07:00

Dienstag, 13. März 2007

Meine Nerven

Ob meine Nerven gut oder schlecht sind, weiß ich nicht. Dafür gibt es keinen objektiven Vergleich, oder einen Maßstab, an dem ich sie messen könnte. Aber ich weiß, dass es eine Reihe von Dingen gibt, die gehen mir unglaublich auf die Nerven. Und zwar so sehr, dass sie mich viel mehr Energie kosten, als sie es eigentlich bräuchten.

Das ist so wie mit dem Rasenmähen. Die einen lieben es. Somit erreicht Rasenmähen auf einer Skala den Wert 0. Andere hassen rasenmähen, somit erreicht der Wert auf der Stress-Richterskala den Wert 10. Anschlag. Darum kann ich mich nicht um die Nerven anderer kümmern, denn meine brauchen alle Aufmerksamkeit. Auf einer Skala der 10 Dinge, die mich völlig Nerven, ist der absolute Favorit: Bürokratie. Nur das Sehen eines Formulars reicht aus, um mir komplett den Saft abzustellen. Der Gedanke, ein Amt besuchen zu müssen, nur der Gedanke daran, treibt mir den kalten Schweiß auf die Stirn. Mit Bürokratie umgehen zu müssen, in jeglicher Form, ist der Stresstreiber Nummer eins. Der Stresstreiber Nummer 2 ist das Aufführen der persönlichen wirtschaftlichen Verhältnisse. Das wollen Banken alle Nase lang. Stresstreiber Nummer 3 ist das unbedingt nötige Beschäftigen mit Betriebsanleitungen von Produkten, bei denen ich mir nicht mal sicher bin, ob ich diese haben will. Stresstreiber Nummer 4 sind zweifelsohne die große Menge von Hotlines. Die einzige Hitze, die diese auslösen, ist die Zorneshitze, die in mir aufsteigt. Dicht gefolgt von Stresstreiber Nummer 5: Wo ist das denn? Das ständige Verlegen von oftmals wichtigen Gegenständen und Dokumenten. Obwohl ich immer die Schuld bei anderen suche und nie finde, regt mich das ständige Suchen unglaublich auf. Stresstreiber Nummer 6, der berühmte Kellnerblick. Wenn Menschen, die für mich da sind, alles unternehmen, um mich zu übersehen und nichts auslassen, um mir das auch klar und deutlich zu zeigen. Stresstreiber Nummer 7: Ungerechtigkeit jeder Art. Ich kann es nicht ertragen, wenn Ungerechtigkeit offensichtlich ausgeübt wird und alle so tun, als ob es keiner bemerkt. Stresstreiber Nummer 8: die Nichtschwimmer und Torwarte. Das sind die Menschen, auf die ich in meinem Leben treffe, die so ganz anders sind als ich und die mich mit ihrer ignoranten, oberflächlichen, ungebildeten und vor allem falschen Art zur Weißglut treiben. Stresstreiber Nummer 9 sind schlechte Menschen. Menschen, die schlecht mit etwas umgehen. Egal, aus welchen Beweggründen auch immer. Nichts hat es verdient, dass man schlecht damit umgeht, wenn man es mit demselben Aufwand auch gut machen könnte. Stresstreiber Nummer 10 ist meine Ungeduld. Die bodenlos und grundlos ist. So, jetzt geht es mir schon besser. Obwohl da wären noch: Umzüge, renovieren, Leasingautos zurück geben, Wohnungsübergaben, Briefe in gelben, grauen und grünen Umschlägen, die Telekom, die...

Geschrieben von Christof Hintze in Gleichgesinnte um 07:34

Montag, 12. März 2007

pinakothek der moderne

Geschrieben von Peter von Felbert in München um 19:51

Ein Tag mit Wind und Sonne (Hansgeschichten)

Es klang wie Sturm, aber der Himmel war auch blau. Nur an den schnell ziehenden Wolken war zu sehen, dass es mindestens die Ausläufer eines Sturms sein mussten. Der Wind blies direkt in den Hafen hinein und strich über die Wanten, wie ein Bogen über die Saiten eines Cellos. Hinausgefahren war niemand und alle waren mit Decksarbeiten beschäftigt oder kamen von ihren Einkäufen zurück. Die großen Wolken, getrieben vom Wind, warfen große schwarze Schatten auf die bewaldeten Hügel ringsum. Die See war ganz grün und noch in der Bucht mit weißen Schaumkronen betupft. Die großen Silbermöwen standen gegen den Wind, buchstäblich am Himmel klebend, immer darauf aus, im Flug von den Booten ein Stück Brot zu ergattern.

Die Julisonne hatte Hans den Nacken verbrannt. Durch den Wind war es immer kühl gewesen und er hatte nicht gemerkt, wie ihm die Sonne auf den Nacken gebrannt hatte. Die Haut brannte wie Feuer und am Abend würde sie noch mehr brennen, wenn es dunkel geworden war. Hans dachte an Schatten. Vom Festland kommend hatte er am Tag zuvor den Kranz der ockerfarbenen Häuser erblickt und er drehte sich jetzt nach den Häusern um und suchte nach einem Zugang, der in die Oberstadt führen würde. Er durchschritt einen Torbogen und der Wind war augenblicklich nicht mehr zu spüren. Als er wieder ins Licht trat, sah er die Häuser, die ihm jetzt mehr gelblich erschienen; sie hatten grünen Fensterläden, die um diese Zeit fast alle verschlossen waren. Wäsche flatterte vor den Fenstern der oberen Stockwerke. Die Mittagshitze hatte jedes städtische Leben von den Straßen gebrannt. Die Geschäfte hatten geschlossen und ihre Besitzer hatten sie mit Gittereisen oder schweren Holzläden verriegelt. Die Straßen waren schmal und mit unterschiedlichen Steinen bepflastert. Es gab Flächen, die mit handtellergroßen Steinen belegt waren. Sie waren quadratisch gehauen, grau und grob. Andere Flächen waren mit größeren Steinplatten belegt, die so blank gescheuert waren, als habe man sie mit Speck eingerieben.

An einem großen Platz, auf dem Autos parkten und auf dem im Zentrum ein bronzenes Denkmal mit den Worten AI SUOI EROI CADUTTI PER LA PATRIA an die Helden des IV NOVEMBRE MCMXXII erinnerte, war eine Bar geöffnet. Auf der Terrasse der Bar war niemand. Der Wind hatte einen aufgespannten Sonnenschirm zerlegt. Ein anderer, der noch geschlossen war, war umgefallen wie ein Baum. Niemand war da, der sich kümmerte.

Geschrieben von in Weite Welt um 18:32

Design fucks function

Es ist schon Jahre her, dass ich eine folgenschwere Entscheidung leichtsinnig mitgetragen habe, die mich noch immer und bis auf weiteres an die Tragweite erinnert. Und zwar täglich. Es geht um das Ceranfeld mit Touchscreen. Das heißt, nach Drehelementen zum An- und Ausmachen, die man anpacken kann und in die gewünschte Richtung einfach hin und her dreht, sucht man an diesem Ceranfeld mit Touchscreen lange. Diese Technik war damals ganz neu und in aller Munde. Das musste man haben. So haben auch wir ein Ceranfeld mit Touchscreen. Dieser besondere Touchscreen befindet sich in der rechten unteren Ecke des Ceranfeldes. Es ist eigentlich und in Wirklichkeit verschwindend klein. Und es hat einen eigenen Sturkopf, dieser Touchscreen. Von wegen einmal mit dem Finger drauf tippen und los geht's. Nein, nein, das geht ganz anderes. Wenn die Fingerspitzen zu kalt oder zu warm sind, dann geht da gar nichts. Dann tippt

man auf dem Touchscreen herum wie beim Tetris Spielen auf der Tastatur. Das Schöne: Es passiert nichts. Dann steht man da und wärmt seine Fingerkuppen im Mund, oder macht das Gegenteil, pustet sie an, damit sie abkühlen. Zur Sicherheit noch die Kuppe reinigen. Denn wenn da nur ein Futzel irgendwo zwischen Finger und Touchscreen ist, dann geht gar nichts. Was das Ceranfeld mit Touchscreen auch gerne macht: Es macht auf einen Schlag alles aus, wenn man aus Versehen beim Kochen mal drüber hinweggleitet. Was ungeübten Ceranfeldbesitzern mit Touchscreen schon mal passiert. Dann ist schluss mit kochen. Alle Platten gehen dann aus. In diesem Fall, würde man denken, macht man einfach schnell wieder alle an. Da erinnere ich nur an die Einleitung, so einfach ist das nicht. Denn wenn alle Platten ausfallen, dann macht sich eine innere Unruhe breit und die Fingerspitzen könnten nervös sein. Oder warm, oder kalt. Und dann geht da nichts an. Dann müssen sie erst wieder pusten, oder in den Munde nehmen, oder reiben an der Hose, oder was auch immer, um das zickige Ceranfeld mit Touchscreen wieder für sich zu gewinnen. Denn das ist es - zickig. Absolut zickig. Ceranfelder mit Touchscreen sind megazickig. Und einer Zicke kommt man nicht quer, sondern da muss man nach deren Pfeife tanzen, sonst geht da nichts. Und genau das macht dieses Ceranfeld mit Touchscreen seit Jahren mit mir und meiner Frau. Wir lassen es, aber wir haben uns nun mal dafür entschieden, darum ertragen wir es auch. Wir sind auf diesen modernen Blödsinn reingefallen, jetzt müssen wir das auch durchstehen. Und diese Dinge gehen nie kaputt. Nie. Die halten bis zur letzten Griessuppe. Wie oft dachte ich, wenn ich die Küche sauber gemacht hatte: Mensch, du Ceranfeld mit Touchscreen, warum gehst du eigentlich nicht mal kaputt? Und ich weiß, was ein Ceranfeld mit Touchscreen auf eine solche Frage antwortet: Dich Junge, Dich Kleiner, Dich habe ich noch lange nicht weich gekocht. Das ist erst der Anfang!

Geschrieben von Christof Hintze in Fight-Club um 07:02

Die Summe der Dinge

Alle richten das Hauptaugenmerk auf Dinge, die oftmals für eine Markenentscheidung nebensächlich sind. Die richtige Marke zu sein bedeutet vor allem die emotionalen Beweggründe für sich verbuchen zu können. Der Rest geht dann von selbst. Aber das glaubt einem so gut wie niemand. Sondern der meist verbreitete Glaube sagt klar, das Produkt muss besser sein, günstiger und gut distribuiert. Denn wenn man besser ist oder günstiger, was soll einem dann noch passieren? Viel, es kann nämlich sein, dass nichts passiert. Alle rationalen Beweggründe lösen sich in Wohlgefallen auf, wenn nur ein emotionaler für eine andere Marke spricht. Aber um genau hier punkten zu können, muss man das glauben. Das tun die Unternehmen aber in der Regel nicht. Sondern sie preisen weiter runter und fahren in Sachen Produktleistung rauf. Somit kann man die Summe der Dinge zwar beherrschen, aber wenn man die gefühlte Marke da draußen nicht im Griff hat, dann war das alles für die Katz. Im großen und ganzen sind sich nämlich alle ziemlich gleich. Aber da, wo es persönlich wird, wo Sympathie, Beliebtheit, Bekanntheit, Status, Begehrlichkeit, Neid, Missgunst, Selbstdarstellung bis hin zur Selbstbefriedigung zählen, in diese Welt reichen keine Fakten. Sondern nur gefühlte Werte. Wer die nicht zu vermitteln vermag, der hat schlechte Karten.

Geschrieben von Christof Hintze in Marketing Denkanstöße um 07:00

Freitag, 9. März 2007

Weil wir alle mehr wollen und eigentlich auch verdient haben

Wer kennt das nicht, das Gefühl, dass man selbst bei weitem noch nicht da ist, wo man eigentlich hingehört. Eigentlich ist es eine Krankheit, nie anzukommen, nie zufrieden sein zu können. Immer mehr zu wollen und auch glauben, verdient zu haben. Das Rad dreht sich somit immer schneller und wird dabei immer größer. Das Rad, an dem wir drehen und vor allem das Rad, das an uns dreht. Die Enttäuschung ist unvermeidlich. Vor allem wird sie zu einem Wegbegleiter. Wen man auch fragt, wer antwortet schon: "Ich bekomme echt zu viel und weiß gar nicht womit ich das alles verdient habe?" Die Grenzen der Gier sind noch oben endlos offen. Wenn es einem gelingen würde, diese negativen Begleiterscheinungen zu eliminieren und den Blick auf das Erreichte frei zu bekommen. Und somit das negative durch ein positives Gefühl zu ersetzen. Das wäre ein riesen Schritt. Denn der Gier würde der Sinn folgen. Somit würden wir uns nicht mehr fragen: "Wie viel mehr?", sondern: "Was habe ich davon?" Und für ein bisschen weniger hätten wir viel mehr. Viel mehr vom Leben. Viel mehr von dem, was uns wirklich wichtig ist. Aber das bleibt sicher vorerst mal nur ein Traum. Ist aber ein schöner.

Geschrieben von Christof Hintze in Balance Marketing um 07:02

Unveränderbarkeit

Lange Zeit habe ich Zeit dafür aufgewendet und somit verschwendet, Menschen zu einer Einsicht zu bewegen. Ich muss mich fast bei diesen Menschen entschuldigen, dass ich sie nicht einfach in ihrem Glauben belassen konnte. Nein, stattdessen habe ich nichts unversucht gelassen, die jeweilige falsche Ansicht der Dinge zu durchlöchern. Rückblickend habe ich, glaube ich, eigentlich nur genervt. Denn meine Sicht der Dinge konnten diese Menschen unmöglich nachempfinden. Und werden sie auch nie.

Das ist so, als ob man auf einen Dauercampingplatz geht und den Leuten zeitlebens klar macht, dass da draußen eine ganze Welt auf sie wartet, die es sich lohnt, zu erobern. Das Fernsehschauen abends auf einem Campingplatz bescheuert ist. Anstatt unter freiem Himmel zu liegen. Aus meiner Sicht fallen mir 1.000 Dinge ein, die das Leben von Dauercampern schöner machen würden. Aber, ob man es glauben will oder nicht, die scheißen auf meine Meinung. Die sind glücklich so wie es ist.

Was habe ich Kunden rauf und runter gebetet vom Lebensmittelpunkt einer Marke. Von der Kontinuität der Veränderung. Wie souverän eine Marke sein sollte. Alles Quatsch. Ich habe von B&O geredet und die haben einen Grundig Fernseher zu Hause in der Schrankwand. Wie oft habe ich alles unternommen, um Kunden etwas zu verkaufen, was sie bis heute nicht verstanden haben. Im Sinne der Marke lag ich sicher meist richtig. Aber im Sinne der Entscheider?

So komme ich mir längst vor wie ein Architekt der Marken, der eigentlich lieber sein würde wie Sir Norman Foster und Frank Gehry. Aber viel zu lange Reihenhäuser aus dem Boden gestampft hat. Das hat mich zu der Überzeugung gebracht, einfach anzufangen, nur noch geile Sachen zu machen. An die ich wirklich glaube. Für Kunden, die das ebenso sehen. Mit Mitarbeitern und Lieferanten, die auch mitmachen. Und klappt das? Nein. Aber ich höre nicht auf daran zu glauben und zu arbeiten. Und da ich kaum, oder so gut wie gar nicht mehr überreden muss, bleibt mir viel mehr Zeit und Energie, die ich somit voll in den Plan A investieren kann. Mal sehen, wie es ausgeht.

Geschrieben von Christof Hintze in Wilde Thesen um 07:00

Donnerstag, 8. März 2007

Mit dem Objektiv eine Zeitreise eingefangen

Eine weitere Serie und Auswahl von Fotografien meines Vaters. Für die Ewigkeit eingefangen in den 70ern und 80ern, des vorherigen Jahrhunderts. Ich habe mir aus den vielen einfach spontan heraus gesucht, die mir aus welchen Gründen auch immer, sofort unter die Haut gingen. Somit bleibt mir nur viel Spaß zu wünschen, bei einer Zeitreise um die Welt, der besonderen persönlichen Art.

(Fotos: Thomas Hintze. Motive: Israel, Mexiko, Zypern, Japan, Deutschland, Frankreich, Schottland, Italien, England, Griechenland, Türkei, Spanien, Ägypten ...das müsste es gewesen sein)

Geschrieben von Christof Hintze in Vorbildlich um 18:17

Das Gute entdecken statt das Schlechte suchen

Schnell kommt bei Menschen heraus, wie die Spule gewickelt ist: in Richtung entdecken oder in Richtung suchen. Man kann es unmöglich übersehen oder nicht bemerken. Die meisten Menschen, die ich kenne, glauben fest daran, dass man Mensch auf Dauer überreden kann. Dafür investieren sie viel Zeit. Denn die Mutigen müssen den Ängstlichen zu einem guten Stück die Angst nehmen. Müssen?! Nein. Denn wer lange Angst gegen Mut eintauschen muss, um halbe Ziele zu erreichen, der wird selbst mutloser und lustloser und, wenn es ganz schlecht läuft, auch noch ängstlicher. Es gibt keinen höheren Auftrag, in dem steht, ihr Mutigen, lasst euch von den Ängstlichen zermürben. Der Ängstliche hat nämlich auch seine Aufgaben. Wenn er sich an die halten würde, dann käme es nie zu diesem Konflikt. Ein Beispiel, in dem wir in die Steinzeit zurückgehen: 5 Männer machen sich auf zur Jagd. Die Frau ist jedes mal voller Angst, dass ihrem Jäger was zustoßen wird. Diesmal macht der Jäger eine Ausnahme, ein anderer Jäger bleibt in der Höhle und soll auf das Feuer aufpassen. Und die Frau nimmt er mit. Was passiert?! Sie kommen von der Jagd zurück mit einem Körbchen voller Waldbeeren. Alles andere wäre zu gefährlich gewesen. Und das Feuer ist leider ausgegangen, nachdem es um sich gegriffen und alles verbrannt hat.

Seht ihr: Die einen sollen jagen und die anderen etwas anderes Sinnvolles tun. Aber bei aller Gleichberechtigung hat man die emotionalen Unterschiede völlig außer acht gelassen. Denn es gibt unter den Frauen auch gute Jäger und unter den Männern auch gute Bewahrer. Deshalb ist es fatal, dass man Männern grundsätzlich Jagdinstinkte zuordnet, die gleichzeitig mit Mut verbunden sind. Tatkraft. Entscheidungssicherheit. Völlig falsch. Das Gute entdecken ist keine Frage von Geschlecht und Position, von Menschen, die das so können und wollen und nicht müssen. Das Schlechte suchen hat auch seine wichtigen Qualitäten, denn es beschützt uns vor großem Übel, aber nicht bei der Jagd nach Ideen. Ideen, von denen wir letztendlich leben.

Geschrieben von Christof Hintze in Gleichgesinnte um 07:41

mercedes museum stuttgart

Geschrieben von Peter von Felbert in Deutschland ein Sommermärchen um 07:35

Unsicherheit

Sie tritt vor allem in zwei Fällen durch Außeneinwirkung ein. Zum einen durch überzogene Kritik an der eigenen Person und durch überhöhtes Lob an derselben Person, an einem selbst. Dann gibt es noch die zweite Variante von Verunsicherung, die aus einem selbst. Die teilt sich ebenfalls auf in die Unsicherheit vor der Entscheidung und in die Unsicherheit vor der Verantwortung. Weitere Unsicherheiten sind die vor dem Neuen, Andersartigen und dem Fremden. Unsicherheit hat immer zur Folge, dass alles, was daraus abgeleitet wird, einen fahlen Beigeschmack hat. Was dazu führt, dass man für einen Moment oder auch für längere bis lebenslängliche Zeiträume aus dem Gleichgewicht gerät.

Sicherheit gewinnen ist deshalb sehr lohnend. Sicherheit aber als Gewissheit, als Akzeptanz. Faktoren wie Druck, Zeit, Stress, Geld und vieles andere beeinflussen dieses schlechte Gefühl. Und zwar so sehr, dass unsicher getroffene Entscheidungen immer genau zu der Seite kippen, die man gefühlsmäßig gerade verhindern wollte. Menschen, die sich preislich unsicher sind, zahlen meist wirklich zu viel. Menschen, die unsicher sind, ob das Auto das richtige ist, haben auch schnell Probleme damit. Somit reicht die Unsicherheit weiter als viele glauben.

Mit der Unsicherheit entsteht eine negative Vorprogrammierung. Die sich bei kleinsten Anlässen bestätigt. Was bei einer sicher getroffenen Entscheidung nicht so ist. Der identische Verlauf einer Nutzung oder Beziehung zu irgendetwas wird völlig unterschiedlich gedeutet und interpretiert. Somit ist die Unsicherheit ein Art emotionale Lawine. Diese darf nicht ausgelöst werden. Und muss, wenn sie auftritt, aktiv angegangen werden. Der erste Schritt und der beste ist, seine Unsicherheit offen zu formulieren und sich deshalb den Raum für eine Meinung, eine Entscheidung einzuräumen.

Unsicherheit ist sehr menschlich und bis zu einem gewissen Grad auch verständlich und absolut zu tolerieren. Aber in unserer Gesellschaft geht die Unsicherheit über alles hinweg wie eine Lawine. Das ist nicht gut. Was man mit Blick auf die Ergebnisse an allen Ecken und Enden sieht.

Grundsätzlich. Der Sichere ist sich nicht wirklich sicherer in seiner Meinung, oder Entscheidung. Sonder Gefühl das ihn begleitet ist positiver, somit fließt eine völlig andere Energie in den Verlauf. Das ist so als ob man den ganzen Winter und den ganzen Frühling sich einen super sommer freut. Oder die gleiche Zeit einen schlechten befürchtete.

Unabhängig davon wie der Sommer wird, der eine hat einfach mehr positive Gedanken und Gefühle. Und das ist viel Wert. Deshalb ist unkontrollierte Unsicherheit kein guter Begleiter auf dem Lebensweg.

Geschrieben von Christof Hintze in Gleichgesinnte um 07:34

Mittwoch, 7. März 2007

Die Welt der Anderen

Es gibt zwei grundsätzliche Ansätze in der Betrachtung der Welt der Anderen: Da ist alles besser. Und da ist alles schlechter. Der Mensch definiert sich sehr über die Welt der Anderen. Sein Glück wägt er ab mit dem Unglück der Anderen, oder den Überglücklichen. Bei allem, was uns bewegt, vergleichen wir immer mit dem, wie es noch viel schlimmer sein könnte und wie es noch viel besser sein könnte. Sich mit anderen vergleichen ist Teil unserer Kultur. Es beginnt im Kindergarten und endet mit dem Ableben. Es ist genau dieses Vergleichen, was uns im höchsten Maße daran hindert, in uns selbst hineinzuhören. Unserer Intuition folgen zu lernen. Mit uns selbst glücklich zu sein. Uns mit uns selbst nicht zu langweilen. Es scheint eine typisches Wohlstandsübel zu sein, dass wir nicht gönnen können, uns nicht für andere freuen können. Sondern dass wir feststellen: Der wird schon sehen, was er davon hat. Zeitlebens sind diese beiden Betrachtungswelten auf mich niedergedrieselt. Zum einen dadurch gepägt, dass Menschen anderen nichts zutrauen können, wollen und dürfen, um ihr Selbstwertgefühl nicht unnötig zu belasten. Und zum anderen dadurch, dass Menschen immer vom Negativen ausgehen. Das als Normalbefund ansehen. Ganz nach dem Motto: Was gut anfängt, wird schlecht enden, was schlecht anfängt, wird ganz übel enden. Das stimmt alles nicht. Alles hat seinen Verlauf. Kein Fluss fließt wie ein zweiter. Nicht mal zwei identische Schneeflocken wird man entdecken. Somit ist die Welt der Anderen die Welt, aus der man Sichtweisen mitnehmen kann. Wer mal im Meer tauchen war, weiß wovon ich spreche. Es ist so schön, von den Blickwinkeln der Anderen etwas für sich mitzunehmen. Neid und Missgunst sind hier nur hinderlich. Ich glaube, die Menschen wäre glücklicher, wenn sie die Welt der Anderen einfach zulassen könnten. Und aus ihr Schlüsse für sich selbst ableiten könnten. Denn die Welten der Anderen sind oft voller Überraschungen. Man muss sie nur sehen wollen.

foto: peter von felbert

Geschrieben von Christof Hintze in 02 . Blickwinkel um 07:02

Unglaubliches in Sachen Glaubensfragen

Der Glaube ersetzt das Wissen um etwas, da eine Allwissenheit ausgeschlossen ist und jedes Individuum im Verhältnis zu dieser Allwissenheit im Prozentbereich unter 1 bleibt. Sicherlich erst nach einer Null vor dem Komma und vielen Nullen nach dem Komma. Deshalb hat die Natur uns den Glauben mitgegeben, der ausreicht, um wichtige Entscheidungen zu treffen. Somit treffen wir den absoluten Großteil unserer Entscheidungen nicht mit der Unterstützung des Wissens um eine Sache, sondern emotional mit Unterstützung des Glaubens. Somit ist diese geistige Fähigkeit neben der Intuition, der Hoffnung, der Liebe, dem Glück, der Sicherheit und der Angst eines der wesentlichen charakterlichen Merkmale des Menschen.

Doch typisch Mensch setzt er alle seine Waffen nicht nur für, sondern zugleich auch gegen sich ein. Denn der Glaube beruht immer auf einer eher dogmatischen Ansicht. Was man nicht wissen kann, muss man mit aller Kraft glauben. Er ist deshalb nie klar zu begründen und zu beweisen. Soll er ja auch nicht. Es reicht zu glauben. Nur genau hier liegt die Gefahr im Glauben. Was, wenn sich jemand diesen Glauben zueigen macht und ihn als Instrument einsetzt?

Wie die Lottogesellschaften sich dem emotionalen Verlangen nach Lebensglück bedienen. Oder Versicherungen sich dem Schutz vor der Angst widmen. Die wohl größten Branchen beruhen eigentlich immer auf denselben Prinzipien, nämlich denen, die man nicht so einfach begründen kann. Das Auto steht für Unabhängigkeit. Die Zigarette für Freiheit. Der Glaube für Schutz. Und da der Mensch in seinem endlosen Verlangen nach Macht und Reichtum alles bereit ist zu tun, hat man auch den Glauben benutzt.

Schade, denn die reinste Form von Glauben ist wunderbar. Der Glaube, dass Kinder gesund bleiben. Der Glaube, dass eine Liebe für ewig hält. Der Glaube, dass eine Idee funktioniert. Der Glaube, Ziele erreichen zu können. Der Glaube, andere für seine Ideale gewinnen zu können. Der Glaube, dass die Gemeinschaft einen nicht im Stich lässt. Der Glaube, dass andere so gut sind, wie man selbst zu anderen ist. Der Glaube, dass es gut gehen wird.

Der Glaube ist ein tolles Instrument unserer geistigen Fähigkeiten, aber zugleich auch ein sehr gefährliches. Eines der Gefährlichsten. Denn wer den Glauben nur benutzt, um andere in der Unwissenheit zu bewahren, um sich daraus einen Vorteil zu verschaffen, der schadet der eigentlichen Idee vom Glauben. Ich empfinde es noch heute als die größte Herausforderung, Menschen nicht zu enttäuschen, die an mich glauben. Es bricht mir geradezu das Herz, es bereitet mir körperlichen Schmerz, wenn Menschen mir glauben und ich diese enttäusche. Mir ist auch das in meinem Leben passiert. Nicht nur einmal. Es war immer wieder furchtbar. Denn mit jedem Mal begegnet man auch der Gefahr, den Glauben an sich selbst zu verlieren. Was dazu führt, dass man bereit ist, weiter und weiter zu gehen in eine falschen

Richtung und den Glauben somit völlig zu missbrauchen.

Ich bin mir sicher, dass mir dies nicht widerfahren ist. Glaube ich. Immer habe ich den Weg zurück gesucht und gefunden. Wenige Menschen haben den mir so wichtigen Glauben an mich verloren. Eigentlich nur die, die letztendlich falsche Interessen vorgespielt haben. Und damit kann ich gut leben. Ich glaube nicht an Gott. Aber ich glaube an den Glauben. In jeder Form. Somit fühle ich mich in allen Religionen in der Glaubensfrage zu Hause, aber nie in dem, was daraus instrumentalisiert gemacht wurde. Manchmal denke ich, dass mein Glauben stärker ist, als der von vielen überzeugten Kirchgängern. Denn ich höre nicht auf, an das Gute zu glauben. Weil ich davon überzeugt bin, dass das, was wir glauben, auch Wirklichkeit wird.

Somit empfinde ich sogar eine Art von Verantwortung dafür, meinen Glauben an das Gute in alles mit einzubringen, was ich im Laufe meines Leben so mache. Es fällt mir auch nicht schwer. Denn es entspringt einer inneren Überzeugung. Auch ich habe schon gebetet, weil mein Glaube an etwas vor einer großen Herausforderung stand. So etwas wie eine große Glaubensprüfung. Somit habe ich das Wort an den Glauben gerichtet. Allein die Energie und das Gefühl, was mich in diesen auswegslosen Situationen beschlichen hat, hat meinen Glauben gerechtfertigt. Wäre es schief gegangen, könnte ich meinen Zweifel am Glauben auch niemanden mehr mitteilen. Es ist bis jetzt aber alles gut gegangen. Genau darum hege ich keinen Zweifel. In Sachen Glauben bin ich gerne leichtgläubig. Glaube ich jedenfalls.

Schweres Thema. Vielleicht zu schwer für einen Blog wie diesen. Aber jetzt ist es geschrieben.

Geschrieben von Christof Hintze in Gleichgesinnte um 07:00

Dienstag, 6. März 2007

My old place to be

Wir ziehen um. Von einem Ort zum anderen. Nicht weit weg. Aber an einen anderen See. Da heißt es zum einen Abschied nehmen und zum anderen Willkommen heißen. Das war die letzten 7 Jahre mein Platz. Hier habe ich oft gesessen, gelegen und gestanden. Bei jedem Wetter. Zu jeder Tag und Nachtzeit. Nachgedacht, ausgedacht, durchdacht, bedacht, überdacht. Hier war ich traurig und über glücklich. Hier habe ich aufgetankt. Entschlüsse gefasst. Und oft an nichts gedacht. Meine Ängste besiegt und meine Willenskraft aufgeladen. Positionen bezogen. Meinung gebildet. Ideen geboren und verworfen. Und manchmal, man glaubt es kaum telefoniert. Es ist der Ort meiner größtmöglichen gefühlten Freiheit. Ich werde einen Neuen brauchen und finden und euch zeigen. Da bin ich mir sicher.

Geschrieben von Christof Hintze in 02 . Blickwinkel um 09:40

Montag, 5. März 2007

Fremd

Alles, was uns fremd ist, dem begegnen wir mit Distanz. Das liegt in der Natur der Sache. Das war mal gedacht zum Schutz. Was wir nicht kennen, ist nicht Bestandteil unseres Daseins. Somit könnte es dasselbe gefährden. Schon sehr früh wird man an alles mögliche herangeführt, damit diese Dinge uns bekannt sind. Und nicht fremd. Somit scheint "bekannt" für unsere positive Wahrnehmung eine zentrale Rolle zu spielen. Wenn nicht sogar die zentrale Rolle.

Das Fremde hat sich verselbstständigt. Weil wir alle Gefahrenherde der natürlichen Art weitestgehend im Griff haben. Ausgerottet sozusagen. Aber der Instinkt schlummert immer noch in uns. Somit wittern wir in allem Fremden weit aus größere Gefahren, als es eigentlich zu erwarten wäre. Wir projizieren unsere natürliche Schutzhaltung auf alles mögliche. Somit gehen sogar häufig Gefahren von Dingen aus, dass man nur darüber den Kopf schütteln kann.

Diese Entwicklung kann man sich sogar zu eigen machen. Für sich nutzen. Man muss nur die Angst vor dem Fremden schüren. Damit muss natürlich ein Zweck für einen selbst verbunden sein. Aber Angst zu schüren muss man wollen. Ich will das nicht. Ganz im Gegenteil. Ich will möglichst viel Fremdes zu Bekanntem machen. Das ist so eine Art innerer Auftrag. Denn ich versuche in allem umzusetzen, was ich mache. Denn die Energie, die man aufwendet für eine unbegründete Angst vor etwas Fremden, was alles andere als gefährlich ist, kann man für viel schönere und sinnvollere Dinge einsetzen.

Hinter das Fremde schauen, nicht um es sich zum Freund zu machen, sondern um dieses Gefühl der Befürchtung dem Fremden gegenüber erst gar nicht aufkommen zu lassen. Denn in einigem Fremden stecken wirklich Gefahren. Aber nicht, weil es jemand sagt, sondern weil ich es entdeckt habe.

Geschrieben von Christof Hintze in Balance Marketing um 07:01

Kommmmmmunnnnnnikation

Ich habe gestottert. Bis zu meinem 16. Lebensjahr habe ich kaum einen Satz geradeaus über meine Lippen gebracht. Das war eine Qual. Eine unendliche Qual. Vor allem in der Schule. Wer stottert, den begleitet immer das Vorurteil, er hätte was am Kopf. Eine Form von Geistesstörung. Er wird gehänselt. Man lacht laut, oder noch schlimmer, hinter vorgehaltener Hand über Stotterer.

Die allerschlimmsten Situationen haben einem die Lehrer beschert. Wenn sie mich unaufgefordert drangenommen haben. Zum Vorlesen. Beim Vorlesen ist der Stotterer hoffungslos verloren. Weil er die Buchstaben nicht austauschen kann. Stotterer haben Buchstaben, die gar nicht gehen. Die nicht über die Lippen gehen. Dann gibt es noch eine nicht geringe Zahl von schweren Buchstaben. Und der Rest geht so. Somit wählt der Stotterer immer am Anfang eines Satzes Buchstaben, die ihm einfach über die Lippen gehen. Das geht beim Vorlesen nicht. Da steht, was da steht. Das ist der totale Horror. Lehrer haben früher keine große Rücksicht auf diesen Defekt in der Sprachmotorik genommen. Darum habe ich mich oft nicht gemeldet, obwohl ich die Antwort wusste. Oder ich habe einfach gesagt, ich weiß es nicht, um der Antwort ausweichen zu können.

Es schmerzt junge Menschen, wenn pausenlos über sie gelacht wird. Ab irgend einem Zeitpunkt habe ich mich dann entschieden anzugreifen. Ich wollte nicht mehr schweigen. Es war mir egal. Mein Ziel war es, selbst das Stottern zu überwinden, in dem ich mich pausenlos dem Sprechen aussetze. Da mussten alle mit durch. Mir war es egal, ob die Mitschüler lachten. Mir war es egal, wie quälend dieses Gestottere für meine Umwelt gewesen sein muss. Mein Leben sollte nicht durch das Stottern beschränkt bleiben. Somit habe ich mich pausenlos in den Pausen geprügelt. Jeder, der glaubte, auf meine Kosten Witze machen zu können, bekam eine Tracht Prügel.

Dann wurde ich auch noch Klassensprecher. Die Betonung liegt auf Sprecher. Dem war nicht genug. Nein, ich wurde auch noch stellvertretender Schulsprecher. In einer Schule mit über 2.800 Schülern. Das bedeutet 12 Klassen in jedem Jahrgang bis zur Zehnten. Und so ging es weiter. Mein Selbstbewusstsein habe ich mir erkämpft und erredet. Immer und immer wieder.

Irgendwann war es dann vorbei. Oder sagen wir mal, so gut wie vorbei. Den Zeitpunkt kann ich nicht genau benennen. Es war ein fließender Übergang vom Stotterer zum Sprecher. Aber die Qualen sind mir noch in schlechter Erinnerung. So sehr, dass bis heute diese Zeit mir einen Schatten der Minderwertigkeit vorauswirft. So wie es aussieht, bis an mein Lebensende. Denn ich kämpfe noch immer. Jeden Tag. Jetzt nur mit anderen Waffen. Ich kämpfe um gute Kommunikation. Weil es für mich mehr ist als ein Anliegen. Es ist mir ein Bedürfnis, dass Kommunikation funktioniert. Mein Handycap von damals ist dabei mein größter Trumpf. Es ist meine größte Stärke geworden. Vieles, was ich heute bin und kann, verdanke ich dem Stottern. Das ist doch verrückt.

Deshalb, genau deshalb, ist und bleibt mir so unendlich viel an der Kommunikation gelegen. Ein Stotterer entwickelt eben Fähigkeiten, die andere nicht haben. Das muss er. Ebenso wie andere es nicht müssen. Blinde teilen dasselbe Glück. Gehörlose und Stumme. Sie entwickeln Fähigkeiten auf Gebieten, die anderen für immer in der Intensität verschlossen bleiben. Das ist nur fair. Denn es ist ein Ausgleich für das eigentliche Handycap. Mit dieser Einstellung sollte man alle Menschen mit Handycap betrachten.

Geschrieben von Christof Hintze in blue notes um 07:00

Freitag, 2. März 2007

Lust

Es wäre zu schön, um wahr zu sein. So einfach kann man es sich nicht machen. Leben nach dem Lustprinzip. Sich ständig nur diese zwei Fragen beantworten: Was will man? Und: Was will man nicht? Wie oft überkommt einen die Lust? Die pure Lust. Und man kann diese nicht in entsprechende Bahnen leiten. Sondern diese muss sich mal wieder in Wohlgefallen auflösen. Wenn man fähig wäre, der Lust ebenso zu folgen wie seinen Ängsten, das wäre wunderbar.

Aber der Lust fehlt es oft an Durchschlagkraft. Was man von der Befürchtung leider nicht sagen kann. Die Lust klopft meist nur vorsichtig und leise an. Antwortet aus der Gefühlswelt niemand, dann dreht sie einfach wieder ab. Sie versucht es einfach später noch einmal. Und wieder später und wieder und wieder. Bis sogar der Lust die Lust vergeht.

Die Lust soll man zügeln heißt es. Dabei wäre ein Leben nach dem Lustprinzip sicher kein schlechteres. Denn man würde sich von vielen Ergebnissen unabhängig machen, weil die Lust einem wesentlicher erscheint. Die Lust am Spiel. Man stelle sich nur mal vor, im Fußball würde die reine Lust regieren. Oder in der Arbeitswelt. Produkte würde nur aus reiner Lust entwickelt. Man würde sich nur mit Menschen umgeben, die gegenseitig die nötige Lust empfinden können. Immer an der Lust entlang. Da, wo es sich gut anfühlt, hingehen. Auch wenn natürlich nicht alle auf dasselbe Lust haben. Oder nicht zur selben Zeit. Oder am selben Ort. Trotzdem wäre ein Lebensweg nach dem Lustprinzip bestimmt ein schöner.

(Foto: Peter von Felbert, Motiv: Hausbesuch bei der note Werbeagentur München)

Geschrieben von Christof Hintze in Gleichgesinnte um 07:02

Auf und nieder immer wieder

Das Leben soll bekanntlich eine Achterbahn sein. Das kann ich nicht ganz nachvollziehen, denn ich kann nicht Achterbahn fahren, mir wird schlecht. Nehmen wir diese Analogie trotzdem mal beim Schopf, dann zielt sie auf ein ständiges Auf und Nieder. Gut. Aha. Bei einer Achterbahn dreht sich das Leben nur ständig im selben Kreis. Somit kennt man die Auf und Nieder irgendwann, und sie entlocken einem nur noch ein müdes Lächeln.

Ich weiß nicht. Mein Motto lautet: Wenn Du denkst, es geht nicht mehr, dann kommt von irgendwo noch ein größerer Hammer her. Das Leben verläuft zudem alles andere als auf Schienen. Somit mag ich dieses Bild vom Leben nicht. Genauso wenig wie: Der Weg ist das Ziel. Mag ich auch nicht. So ein Quatsch mit Soße. Das Ziel ist das Ziel.

Und wenn man überhaupt ein modernes Bild für den Lebensweg benutzen will. Dann denke ich, das Leben ist wie eine Autofahrt durch den Ruhrpott, ohne Navi, wenn man noch nie da war. Tausende Ausfahrten, die alle so richtig wie falsch sind. Und nur eine ist wirklich richtig. Tausende Auffahrten, die zum Ziel führen könnten. Könnten. Und nur eine ist die richtige. Tausendmal verfahren und doch wieder auf der richtigen Autobahn gelandet. Tausendmal nach dem Weg gefragt. Immer eine andere Antwort bekommen oder nichts verstanden. Tausende Wegweiser und Schilder, die einem nicht immer den richtigen Weg weisen. Oder die man nicht gesehen hat. Zu spät erkannt. Und dann in tausenden von Baustellen gestanden. In Staus auf dem Weg zum eigenen Ziel. Der Lebensweg ist wie die alte B1. Du weißt nie, wo du ankommst. Du fährst immer so mit – mit allen. Du glaubst, du müsstest eigentlich richtig sein. Aber dann ...

(Foto: Peter von Felbert, Motiv: Achterbahn Aufbau auf der Wiesen)

Geschrieben von Christof Hintze in blue notes um 07:00

Donnerstag, 1. März 2007

Entwicklung

Alles entwickelt sich. Entweder vorwärts oder rückwärts. Dabei ist nicht die Entwicklung ausschlaggebend, sondern an welchem Punkt man selbst ausgestiegen, eingestiegen oder mitgegangen ist. Somit kennen wir selbst nur einen winzigen Bruchteil der Entwicklungen. Das ist schade, denn vieles hat sich so weit entwickelt, dass unsere Annahmen völlig falsch sind. Somit auch unsere Meinung. Nehmen wir mal das Thema Atomkraft. Der Wissenstand ist immer noch der von der Zeit aus Tschernobyl. Das war im April 1986. Das ist somit über 20 Jahre her. Somit könnte man annehmen, dass sich die Atomkraft in allen Ecken und Enden weiter entwickelt hat. Computer im Jahr 1986 hatten zum Teil noch nicht mal eine Festplatte. Taschenrechner waren von Texas Instruments und konnten nur einen winzigen Bruchteil dessen, was heute einer kann. Von Handys noch keine Spur. Autotelefone kosteten über 12.000 DM und wogen mit Batterie ca. 5 Kilo. Aus heutiger Sicht ist das Jahr 1986 die digitale Steinzeit. Nix Premiere Fussball. Nix DVDs. Nix iPod. Da war nix und trotzdem konnten wir leben. Unvorstellbar. Somit hat auch die Erforschung des Weltraums mit der Technik von 1969 nix mehr zu tun. Jedes Handy hat heute mehr Speicher und Funktionen, als die damals zur Verfügung hatten, um auf den Mond hin und wieder zurück zu kommen. Die meisten Menschen steigen irgendwann aus der Entwicklungen aus. Sie lernen nichts mehr dazu. Somit ist der Wissensstand zunehmend rückständiger. Was bedeutet, dass eigentlich die Schule nicht mit dem Abitur enden dürfte. Sondern alle einen Monat im Jahr auf den globalen Entwicklungsstand geholt werden müssten. Bis dass der Tod dieses Lernen ein für alle mal abbricht. Lernen müsste eigentlich lebenslänglich dauern. Damit wirklich mündige Bürger über alles richtig entscheiden können. Somit könnten auch Interessengruppen, Lobbys, Politik und Wirtschaft nicht so einfach Meinungen manipulieren für ihre niederen Interessen. Gen-Technik - davon hat doch keiner einen blassen Schimmer. Gesundheitspolitik? Bildungspolitik? Medizin? Recht? Europa? Wirtschaft? Banken? Steuern? China? Technologie? Internet? Medien? Ernährung? Erziehung? Wir wissen, dass wir nicht nur nichts wissen, sondern dass unser Wissen zum Großteil auch noch veraltet ist. Wer heute nach Jahren einen innerdeutschen Flug tätigt, der kommt sich vor wie in einer anderen Welt. Was für ein Vorsprung, auf diesem Globus, wenn wir ein Land wären, das nicht aufhörte dazulernen.

Geschrieben von Christof Hintze in Marketing Denkanstöße um 07:06

The Good One

Es geht um die Guten und die Anderen. Es ist kein Bestandteil der natürlichen Selektion, dass es die Guten schaffen. Ein Ziel oder eine Position erreichen. Ganz im Gegenteil. Wer weit kommen will oder sollte, dem stehen ungeahnte Hindernisse entgegen. Im Lauf der Jahre sind mir sehr viele tolle Menschen begegnet. Und einige davon begleiten mich. Aber ich kann nicht sagen, dass es die Guten meistens bis nach ganz vorne geschafft haben. Die Guten sind alle die, denen es um das bessere Ergebnis vor allem geht. Die Menschen sehen und mit einbeziehen. Die Rücksicht nehmen, aber klar in der Sache bleiben. Die sich selbst nicht bevorteilen wollen. Sondern – wenn überhaupt – am Erreichten teilhaben wollen. Die einfach höflich sind, zuvorkommend, auch mal nachsichtig. Die mit nichts drohen, was sie ohnehin nicht bereit wären, einzusetzen. Die Bitte sagen können und Entschuldigung.

Geschrieben von Christof Hintze in Balance Marketing um 07:03

Luxus vom anderen Ende

Nicht selten stammt Luxus vom anderen Ende. Was früher den Ärmsten der Armen blieb, ist irgendwann zum Hochgenuss aufgestiegen. Was man weggeworfen hat, als Überreste oder Abfall, avanciert heute zum Hochgenuss. Wie kommt das? Der Kaviar, der arglos aus dem Unterleib der trächtigen Lachse geschnitten wurde. Die Pizza. Das Gericht der Armen, bei dem alle Reste der Woche auf ein Stück Teig vereint wurden. Es gibt eine Reihe von Beispielen,

in denen Dinge des Lebens von der einen Seite zur anderen wechseln und dabei bis hin zu unerschwinglich werden. Es zeigt aber eins deutlich, nichts ist wertvoll an sich, sondern weil der Mensch es wertvoll macht. Das Prinzip Angebot und Nachfrage treibt schon sehr bunte und verwunderliche Blüten.

Geschrieben von Christof Hintze in Wilde Thesen um 07:01